



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Susanne

Roman

Montépin, Xavier de

Wien [u.a.], 1877

XIV. Bertha und Susanne.

urn:nbn:de:hbz:466:1-44734

XIV.

Bertha und Susanne.

Die Besucherinnen hatten Nachmittags Bertha und Susanne lange schon verlassen. Die Soirée war zu Ende. Der Commandant rauchte seine Pfeife in seinem Zimmer und murmelte nach jedem Zuge den Refrain von Béranger:

Man wird noch lang im Dorf
Von seinem Ruhme sprechen.

Die zwei jungen Mädchen begaben sich wieder in ihr jungfräuliches Asyl. Bertha ging im Zimmer hin und her, indem sie anscheinend mit Sorglosigkeit alle die Kleinigkeiten ordnete, mit denen sich junge Mädchen gern umgeben.

Allein während sie an gar nichts zu denken schien, beobachtete sie verstohlen Susanne und auf ihrem etwas ernstern Antlitz hätte man eine tiefe Theilnahme lesen können. Die Haltung Susannens erklärte hinreichend die stumme Mitleidenschaft ihrer Schwester.

Nachdem die jüngere Tochter des Commandanten das Leibchen ausgeschnürt hatte, welches, ohne sie zu drücken, ihren feinen, runden Wuchs hervorhob, löste sie ihre Haare auf. Sie hatte dieselben jeden Abend, bevor sie sich in's Bett legte, in zwei lange Zöpfe geflochten, die nichts auf ihrem Kopfe befestigte. Heute Abends aber unterbrach sie diese reizende Arbeit. Die reichen Locken ihres prächtigen Haares fielen wie ein goldener Mantel herab auf ihre weißen, halbnackten Schultern.

Susanne saß am Rande ihres Bettes . . . hatte nur einen Fuß entkleidet . . . die eine Hand auf ihr Knie gestützt, mit der anderen in der Luft herumfahrend . . . die Augen zum Plafond erhoben, den sie mit zerstreuten, nichts sehenden Blicken ansah . . . so daß sie vor einem großen Künstler, wie Giesinger, die herrlichste Stellung für eine Statue der Träumerei gehabt hätte.

Diese Träumerei war so tief, daß sie das unaufhörliche

Hin- und Hergehen Bertha's nicht stören konnte. An was dachte sie? Es scheint uns unnöthig, unseren Lesern das zu sagen, da sie es eben so gut wissen als wir.

Bertha blieb vor ihr stehen und murmelte:

„Susanne!“

Das junge Mädchen fuhr zusammen. Sie blickte ihre Schwester verwundert und verblüfft an, etwa wie eine Sonnmühle, die plötzlich aufgeweckt worden.

„Susanne!“ wiederholte Bertha sanft.

„Nun?“

„Willst Du ein wenig mit mir plaudern?“

„Plaudern? . . . mit Dir? ob ich das will? nun freilich, aber warum fragst Du mich denn erst?“

„Weil ich Dir lästig zu fallen fürchte.“

„Du? ei geh doch . . . Du willst plaudern, so plaudern wir, obwohl, ich sage Dir's im Voraus, ich gar nicht viel zu sagen weiß.“

Bertha setzte sich auf das kleine Bett neben ihre Schwester und ergriff deren Hand. Susanne ließ sie gewähren, obgleich mit einer leichten Bewegung von Ungeduld. Bertha fuhr fort:

„Meine liebe Schwester, Du machst mir heute viel Sorge.“

„Sorge, ich?“ rief Susanne, „und warum?“

„Weil es mir scheint, daß Du mich nicht mehr liebst.“

„Geh' doch, bist Du närrisch?“

„Wen man liebt, zu dem hat man Zutrauen.“

„Habe ich denn kein Zutrauen zu Dir?“

„Nein.“

„Du irrst.“

„Und ich sage Dir, daß Du mir etwas verbirgst.“

„Was soll ich Dir verbergen?“

„Wenn ich es wüßte, würde ich Dich nicht fragen.“

„Du fragst mich also?“

„Ja!“

„Nun denn, so ist das ein ordentliches Verhör?“ sagte Susanne mit einer etwas trockenen Ironie, indem sie die

Hand zurückzog, welche bisher Bertha in der ihrigen gehalten hatte.

„Das ist kein Verhör, meine Liebe! das ist einfach ein Geplauder; mißfällt es Dir, so rede ich keine Sylbe mehr.“

„Nein, nein,“ versetzte Susanne auf's Neue ironisch lächelnd; „rede immerhin, ich bin neugierig zu entdecken, was Du gerne wissen möchtest, denn ich kann es mir in der That nicht denken. Du wirst mir mein Geheimniß sagen . . . das wird originell sein!“

„Du scherzest, Schwester, allein in welchem Tone! . . .“

„Ei geh' doch, nun ist Dir auch mein Ton nicht recht; welche Stimme soll ich denn annehmen, um Dir zu gefallen? Die Kopf- oder Kehlstimme? Alt oder Sopran? wähle!“

Und Susanne fing wieder an laut und gezwungen zu lachen.

„Sieh, meine Liebe,“ fuhr Bertha fort, „Du wirst doch nicht behaupten, daß Du heute die Nämliche warst wie sonst . . . nicht wahr?“

„Ja doch!“

„Ich habe Dich heute beim Frühstück nicht erkannt.“

„Du weißt, daß ich Kopfsweh hatte.“

„Gut; aber nachdem Du Dich in Deinem Zimmer eingesperrt hattest, und als dann Henriette und Raëmi kamen, hast Du plötzlich jene offene Frohmüthigkeit angenommen, welche ich so gern bei Dir sehe.“

„Nun, weil mein Kopfsweh aufgehört hatte.“

„Später dann, im Garten, bist Du plötzlich wieder ohne ersichtliche Ursache düster und träumerisch geworden.“

„Nun, weil mein Kopfsweh wieder angefangen hatte.“

„Und hatte beim Diner, den ganzen Abend hindurch, und noch kurz vorher dieser Trübsinn, diese träumerische Niedergeschlagenheit keine andere Ursache?“

„Ich bin krank, das ist Alles.“

„Wo bist Du leidend?“

„Mir scheint, ich habe Fieber.“

Bertha befühlte mit ihren weißen Fingern den Puls ihrer Schwester.

„Du hast kein Fieber,“ entgegnete sie, „kaum daß Deine Pulsader etwas schneller als gewöhnlich schlägt.“

„Nun, so nehmen wir an, daß ich übler Laune bin, und reden wir nicht länger mehr davon.“

„Falle ich Dir lästig?“

„Du fängst an . . .“

Bertha bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Ach, meine Schwester! meine Schwester!“ murmelte sie traurig, „ich sagte ja schon, daß Du mich nicht mehr liebst.“

„Weißt Du wohl,“ versetzte Susanne, „das ist eine theatralische Redensart, übrigens hast Du das in einem nachdrücklichen Tone gesprochen.“

Bertha erhob wieder den Kopf.

„Susanne,“ sagte sie, „es ist schlimm, was Du da thust.“

„Was thue ich denn?“

„Du siehst, daß ich leidend bin, und spottest.“

„Ich wußte gar nicht, daß Du leidend bist; bin ich etwa Schuld daran?“

„Ja, Du bist's, meine arme Schwester!“

„In diesem Falle muß ich Dir bedeuten, daß ich Dir nicht den mindesten Dank für eine Zärtlichkeit und Theilnahme weiß, welche sich auf solche Art und Weise kundgeben! . . . Es ist seltsam, die Leute zu lieben, indem man sie ausfragt und quält, weil sie Kopfschmerz haben und keine Lust empfinden zu plaudern. Ich gebe es recht gern zu, daß ich mürrisch und sogar unerträglich bin . . . aber reden wir auf dieses Geständniß hin von etwas Anderem, oder sprechen wir gar nichts mehr!“

„Du hast Recht,“ stammelte Bertha, „weil das Zutrauen, welches Du einst zu mir hattest, nicht mehr existirt, so schweigen wir, es wird besser sein.“

„Du kommst wieder auf das Zutrauen zurück; aber, meine Liebe! Du bist zum Einschlafen!“

„Und Du, meine arme Susanne, bist trostlos!“

„Deine Sucht, die vernünftigste Person zu spielen und zu hofmeistern, raubt Dir den gesunden Sinn.“

„Diese Romane, welche Du ohne Unterlaß liesest, verdrehen Dir den Kopf.“

„Die armen Romane! was haben sie Dir denn gethan?“

„Ich hasse sie, weil sie Dir Böses anthun.“

„Das ist zu stark!“

„Obschon Du mir verhehlest, sehe ich doch klar.“

„Ah, wirklich!“

„Du fühlst Dich unglücklich unter unserm Dache.“

„Welche Idee!“

„Du langweilst Dich bei uns.“

„Diesen Abend mit Dir . . . das ist möglich.“

„Du erträumst Dir eine Zukunft, welche sich nicht verwirklichen wird, sich nicht verwirklichen kann!“

„Wer hat denn Dir diese Gabe der Weissagung verliehen, meine Liebe?“

„Diese Bücher vergiften Dir Verstand und Herz.“

„Mein Herz und mein Verstand befinden sich ziemlich wohl für vergiftete Leute, auch scheint dieses Gift, von dem Du sprichst, sehr langsam zu wirken.“

„Es wird Dich endlich zu Grunde richten,“ fuhr Bertha fort, „und ich fürchte, daß der Tag, wo dieses geschehen wird, nicht mehr ferne sein dürfte.“

Susanne zuckte die Achseln.

„Meine liebe Schwester,“ sagte sie, indem sie aufstand und ihre Haare in Zöpfe flocht, „reden wir nicht weiter, wenn es Dir beliebt; ich will mich niederlegen und schlafen; vielleicht wird der Schlummer diese Migräne beschwichtigen, welche ich bereits hatte, und die Du noch vermehrt hast. — Gute Nacht!“

„Gute Nacht, armes Kind!“ murmelte Bertha, „gute Nacht!“